*Ich unterstrich einst, jung und klar, den Satz, der mir so wichtig schien: „**Die höchsten, reichsten Freuden gar sind geistig – und aus Kraft verliehn.**“*

Texte aus dem Jahr 2009

1. Teil – *Montag, 6. April 2009, 19 Uhr*

Vom **Paracelsusbad** komm ich zurück, die Haut noch kühl, der Atem knapp, das Wasser trug mich Stück für Stück, doch nahm es mir auch manchen Trab.

Gemütlich war’s zu Anfang zwar, doch neben mir, im gleichen Zug, schwamm plaudernd ein verliebtes Paar, das jede Bahn zum Plaudern trug.

Und quer durchs Becken trieb gemach die **Wasserleiche**, wie ich’s nenn’, die blindlings rudert, Tag für Tag, und niemand sieht, wohin sie renn’.

Sie strampelt wirr, sie treibt im Kreis, nimmt doppelt Raum, obwohl sie schwebt, ihr Kurs ist Zufall, niemals leis’, ein Körper, der im Wasser lebt.

Der **Josef** war heut’ Bademeist’r, ich kenn ihn längst am Hallenklang, er sitzt gern in dem weißen Käst’r und liest die *Krone* stundenlang.

Der kleine Turm ist offen stets, den großen sperrt er lieber zu, den mögen wir, die Schwimmer, eh’ genauso wenig wie er Ruh’.

Doch kurz vor sechs, wie jeden Tag, da kamen sie – die **Schwimmbullen**, mit Bizeps, der die Wellen jagt, mit Kraft, die Becken füllen.

Sie kraulen schnell, wie Delphinflug, und spähen unter Wasser leis’, sie mustern Frauen Zug um Zug mit ihrer Spezialbrillen-Kreis’.

Dann sperrte man – wie üblich – drei der Bahnen für die Kurspartei, ein junger rief voll Zorn herbei: „Jetzt bleibt für uns noch weniger frei!“

Ich schwamm am Rand, so eng, so knapp, die einzige Linie, die mir blieb, doch wieder trieb mir einer ab, der kaum vom Fleck kam, schwer und trüb.

Am Boden lag so mancher Rest, der nie zur Oberfläche fand, obwohl das Wasser, wie man’s lässt, den Schmutz am Rand hinüber bannt.

Da stand der Josef plötzlich da mit einem Chinesen still und mild, ich wusste nicht, was nun geschah, bis er mir sagt’, was er ihm schildert:

Der Mann hat **Zähne** tief verlor’n, er könne nicht englisch, bat um Hilf’, ich tauchte suchend, wie er’s beschwor’n, doch fand erst nichts im Wasserdrift.

Dann zeigte er die Stelle an, und plötzlich sah ich weiß im Grund, zwei Zähne nur – doch für den Mann war's Schatz und Leben in dem Fund.

Er dankte mir mit tiefer Neig', so freundlich, wie's ein Österreicher in all den Jahren selten zeigt – sein Dank war warm, sein Blick war weicher.

Der Josef brummte: „Auch noch das – jetzt suchen wir schon Zähne mit!" Doch als zwei Männer mir den Platz verstellten, sank mein letzter Schritt.

Ich stieg ins Kinderbecken dann und übte dort den **Skorpion**, ein stilles Yoga-Unterfangen, ein Atemzug, ein leiser Ton.

Da kam der **Gerhard Ott** herbei, er sprach von Schmerzen in den Sehnen, vom Schleppen schwerer Möbeltei', vom Ziehen, das ihn ließ sich dehnen.

Ich duschte mich und fuhr nach Haus, vorbei an Jugendlichen mild, die Skateboard fuhren, laut und raus, ihr Lachen jung, ihr Tempo wild.

Die Menschen gingen an der Salzach in schnellem Schritt, im Eilenton, kein meditierendes Gemach, kein stilles Stehen je davon.

Dann sah ich schon das erste Haus, **maisgelb** mit frischem Ziegeldach, seit Monaten gestrichen aus, ein Bild, das warm im Abend lacht.

Das zweite wurde heut' begonnen, ich hörte früh den Ziegelsturz, den Lärm der Wagen unbesonnen, den schweren Bau mit rauem Furz.

Im Hof lag schon das neue Gut, die Ziegel, frisch und rot bereit, bald kommt das dritte Haus zur Rut', das unsre Wohnung neu verleiht.

Auch dieses wird in Maisgelb stehn, mit rotem Dach, wie's Brauch nun ist, und wenn die Maler weitergehn, wird selbst der Regen farbenfrisch.

Ich sitze nun in unsrer Küch', die Blüten draußen glühn nicht mehr, ihr Gelb wird orange, weich und schlicht, das Abendlicht verglimmt so sehr.

Der Himmel, eben noch so blau, verblasst in einem letzten Schein, ein kurzer Glanz, so flüchtig, rau, dann bricht die Dunkelheit herein.

Bald kommt die **Gerhild** mit einer Frau, die mit ihr tanzt bei Nadia dann, ich geh hinaus, verlass' die Au, ein Kaffeehaus nimmt mich wohl an...

Noch saug' ich, wisch' die Wohnung rein, damit die Nadia, müd' vom Tag, in sauberem, geordnetem Sein nach harter Bankarbeit heimwärts mag.

Morgen um sechs kommt **Hans-Peter Lacher** wohl, ich hoff', er sagt nicht wieder ab, das Absagen wird langsam hohl, ein Muster, das mich müd' hinab...

21:18 – ich sitz' allein am Nonnberg, bei der alten Kirch', die Dunkelheit umhüllt mich fein, ein stilles, atmend' Abendtuch.

Die Luft ist frisch, das Panorama der Stadt liegt weit und weich vor mir, die Holzbank warm, fast wie ein Drama von Schlaf, der sich schon legt zu ihr.

Ein Windhauch kommt von Festungshöhn, so sanft, als wollt' er mir gestehn, dass selbst im Dunkel, kaum zu sehn, Gedanken leise weitergehn.

Zu dunkel ist's, ein Buch zu lesen, doch eine Laterne, grell und alt, wie Van Gogh's Bilder einst gewesen, wirft Licht, das hart die Nacht durchschallt.

Der **Gaisberg** steht im Umriss still, sein Sender blinkt wie ferner Stern, am Fuß des Hügels, wie er will, blitzt Häuserlicht in weiter Fern'.

Ein Auto zieht wie ein Komet von Ort zu Ort im schwarzen Raum, ein alter Baum, vom Leid zerweht, steht neben mir – ein Lebensbaum.

Die Rinde fehlt, die Wurzeln graben in harte Erde, steinig, schwer, doch trotzt er still den alten Narben, als würd' er fallen niemals mehr.

Sein Astwerk ragt sechs Meter weit hinab in dunkle Tiefe dort, und über ihm, in Silberkleid, schwebt still der Mond am Himmelsort.

Die Häuser unter mir sind fern, vielfenstrig, hell, von Kranen überragt, ein Kran reicht höher als ein Stern, ein zweiter, dritter unbejagt.

Die Felsenwand liegt nah bei mir, dahinter fällt der Berg abrupt, die Autos unten, laut und wirr, ihr Klang herauf zum Nonnberg rupft.

Die Straßenlampen leuchten grell, die Stadt ist eine Autostadt, sie formt die Wege streng und schnell, wie's heut' der Fortschritt gerne hat.

Doch hier heroben schweigt die Welt, kein Fest, kein Lärm, kein Nachtgetriebe, nur Kirche, Stein, ein Ort, der hält die Ruhe wie ein stilles Siebe.

Der Baum, noch blätterlos und kahl, ist Zeuge dieser Rastlosigkeit, der Menschen Hast, der alten Qual der Spezies, die sich selbst entweiht.

Hinter mir ragt die Festung auf, ihr Licht ist hell, ihr Stein ist alt, die Bahn, die einst den Lebenslauf von Waren trug, wirkt streng und kalt.

Die Türme, einst zur Wehr gebaut, sind heute Schmuck und Touristenblick, die Fenster schwarz, die Mauern verbaut, ein Kloster schweigt im alten Glück.

Die Glocke tönt in tiefem Klang, ein ernster Ton, der langsam schwingt, ein Gegenpol zum Autogang, der unten durch die Straßen dringt.

Das Tor mit dorisch schlichtem Stein ist längst verschlossen, hart und klar, dahinter ruht der Friedhof rein, ein Ort, der still und zeitlos war.

Hier oben wär' ich gern zu Haus, vielleicht sogar im Kloster drin, doch hielte ich die Litanei aus? Die Dogmen? Nein! – ich geh' nicht hin.

In Salzburg fand ich keinen Ort, der wirklich meine Seele hält, doch Nadia – sie blieb mir ein Hort, seit '87 unsre Welt.

Wir wuchsen still zusammen fort, in manchen Dingen gleich gestimmt, doch such' ich mehr den Innenort, wo Schweigen tief die Seele nimmt.

Die Stadt läuft schnell, zu schnell für mich, Veränderung im Monatslauf, und überall, unendlich dicht, drängt Werbung sich ins Leben auf.

Die Sprache selbst wird zum Gerät, das Menschen lenkt, das Denken fängt, ein Werkzeug, das die Welt verdreht, das innre Stille niederdrängt.

So wird die Schrift zum Fluch vielleicht, weil sie uns zwingt, stets mehr zu seh'n, und jedes Wort, das uns erreicht, will unser Denken mitverdreh'n.

Die Menschen wirken uniform, frisiert, geschminkt, nach Norm gemacht, ein jeder folgt dem gleichen Form-, dem gleichen Bild, das Werbung lacht.

Wo ist die Stille? Frag ich leis', als ich das Gässchen wieder geh', hinab zur Hölle, die ich heiß' weil ich ihr Teil bin – widersteh'.

Mit meinem Rad fahr' ich sodann die rechte Seite Salzach lang, wo junge Leute sitzen, dann mit Rauch und Alkohol im Drang.

Ein Notebook spielt Musik hinaus, ein flacher Klang im Abendgrau, ich fahre weiter heimwärts aus, der Himmel kühl, die Luft so lau.

Da seh' ich Ziegel, rot und schwer, gestapelt wie ein fremder Traum, als plötzlich hinter mir daher ertönt ein Satz – ich glaub es kaum:

„**Fühlen Sie sich verfolgt?**" – so spricht eine Frauenstimme hinter mir. Ich dreh' mich um, versteh' es nicht, sie wiederholt's – ein seltsam Wirr.

Ich sag: „Nein, ich sah nur zur Seit', die Ziegel dort, die standen bloß." Sie nickt und geht, als sei's Geleit, steigt ab und tritt ins Haus – ganz groß.

Daheim erzähl' ich's Nadia gleich, sie meint: „Die spinnt, was soll der Sinn?" Ich sag: „Der Mensch ist nun mal reich an Deutungen, die fehlgehn hin."

Ich dacht' zurück an Jugendzeit, wie sehr ich litt an jedem Wort, wie ich mich quälte, weit und breit, und suchte Sinn an falschem Ort.

Ich fragte mich, warum ein Mensch so Schlechtes in mich legen kann, warum er deutet, wild und fremd, was nie zu meinem Wesen ran.

Monatelang, ja jahrelang hab ich gegrübelt, schwer und bang, warum ein Satz, so falsch und klein, mich traf wie Dolch in Herz hinein.

Ich lag in Siezenheim im Gras, tat Yoga still im Kinderspiel, da rief ein Vater ohne Maß: „Schau, da liegt einer tot im Ziel."

Ein andermal, in Wiesengrün, mach ich die Vorwärtsbeuge sacht, da sagt ein Alter, kaum gesehn: „Der hat wohl Krampf" – und weiter lacht.

Das **Kamel** übend, tief und klar, beobachteten Fußballer mich, sie riefen lachend, laut und wahr: „Der betet wohl nach Mekka sich."

Das waren noch die harmlos'sten, doch schlimmer traf mich mancher Blick, der mich in Schubladen presste, in die ich niemals wirklich tick'.

Man hielt mich für verrückt, für schwach, für schwul, für alles, was man hasst, und ich zerbrach beinah' daran, weil ich die Gründe nie gefasst.

Ich fragte mich in jedem Jahr, warum ein Mensch so denken kann, doch Antwort gab mir einzig dar: Ein jeder lebt in seinem Bann.

Ein jeder sieht die Welt verzerrt, durch eigne Wunden, eigne Sicht, und was er deutet, ungeklärt, hat mit der Wahrheit selten Licht.

Doch all das Denken war ein Fehl', so sagte Nadia heut' zu mir, und ja – sie hat in jedem Teil mit ihrer Klarheit recht dafür.

„Man soll den Menschen nicht die Macht über sich geben", sprach sie still, „warum gibst du, was dich so schwach macht, jenen, die nur deuten will?"

Denn jeder Mensch, in seinem Blick, interpretiert, was er nur kann, ein Fingerzeig, ein kleines Stück wird zwanzigfach zu anderm Wahn.

Ein jeder sieht nach eignem Maß, nach eignem Schmerz, nach eignem Sein, und was er deutet, ohne Hass, ist doch oft völlig falsch und klein.

Ich denk zurück an jenen Tag, als ich vom Gablerbräu einst kam, als Nachtportier, im frühen Schlag des Morgens, müd' und ohne Gram.

Bei Grün an einer Ampel stand ein junger Mann, kaum zwanzig alt, er fragte mich, ganz unverwandt: „Wen wählen Sie beim nächsten Halt?"

Ich sagte „Grün" – ein schlichtes Wort, doch plötzlich schlug er mich mit Kraft, ich fiel zu Boden, Blut floß fort, ein Faustschlag, roh und ohne Haft.

Ich kannte ihn ja gar nicht mal, hatte ihm nichts getan, kein Stück, doch lag ich da, im Schmerz, im Fall, mit Nasenbruch und ohne Glück.

Im HNO, im weißen Raum, operierte man mich dann, ich litt, doch innerlich im Traum blieb ich erstaunlich heiter dran.

Und jeder, der davon nur hörte, interpretierte wild und frei, doch all die Worte, die man spürte, hatten mit mir kaum einerlei.

Ich sah: Die Menschen reden nur von dem, was sie im Innern treibt, ihr Urteil folgt der eignen Spur, die selten mit der Wahrheit bleibt.

Ein jeder lebt in enger Welt, voll Vorurteile, eng und blind, er deutet, was ihm grad gefällt, und glaubt, dass andre so auch sind.

Nadia hat so recht damit: Ich muss die Lektion noch bestehn, mich nicht hineinsteigern im Schritt, nicht alles auf mich selbst zu sehn.

Warum sollt' ich den Fremden dort so viel an Macht und Deutung geben? Warum ihr Denken tragen fort, warum ihr Urteil in mir heben?

Ich habe früher oft versucht, die wildsten Gründe auszudenken, warum ein Mensch so falsch versucht, sein Bild auf mich hinabzusenken.

Doch nun muss ich das Loslassen lernen, den andern lassen, wie er ist, sein Denken nicht zu sehr entfernen, doch nicht annehmen, was nicht frisst.

Ich soll mich selbst im Denken tragen, mich leiten lassen nur von mir, von meinen eig'nen stillen Fragen, von meinem Herz, von meinem Wir.

Nach jenem Schlag, dem Unfall dort, hat ich ein kurzes Licht gesehn: Ich darf mich frei verhalten fort, ich darf so sein, wie ich will stehn.

Denn was die Menschen über mich zu sagen meinen, zeigt nicht mich, es zeigt nur ihre eigne Sicht, ihr eig'nes Bild – oft wunderlich.

Selbst wenn sie reden über Haar, über die Füße, über Sinn, so bleibt die Wahrheit immer klar: Sie reden nur von sich darin.

Ein jeder lebt in seiner Welt, so klein, so eng, so eig'ner Art, und was er sieht, ist oft verstellt, verzerrt, entstellt und sonderbar.

Möge ich Weisheit endlich finden, mich nicht verwirren zu lassen dort, mich lösen von den fremden Gründen, und ruhig bleiben fort und fort.

Ja – in der frühen Lebenszeit hab ich wohl schwer gelitten dran, nicht akzeptiert, nicht befreit von meiner Mutter, die mich bann'.

Mich abzugrenzen von den Leuten wird wohl mein Weg, mein Lebensstück, erst dann kann Frieden mich bedeuten, erst dann kehrt meine Seele zurück.